

literatur für leser:innen

23

46. Jahrgang

2

Biodiversität

Herausgegeben von
Roland Borgards

Mit Beiträgen von Lena Kugler,
Tanja van Hoorn, Evi Zemanek,
Urte Stobbe und Lars Friedrich



PETER LANG

Inhaltsverzeichnis

Roland Borgards

Vorwort _____ 111

Lena Kugler

Bio/Diversität als Theater. Kim de l'Horizons „*Dann mach doch Limonade, bitch. Pieces aus dem Schlurz*“ (2022) und die Volksherrschaft im Garten_Berlin _____ 115

Tanja van Hoorn

„stellt euch vor“. Artenvielfalt und Artensterben bei Jan Wagner („franz de hamilton: *konzert der vögel*“ und „das verschwinden des riesenalks“) _____ 131

Evi Zemanek

Die literarische Inventarisierung der Flora und Fauna Spitzbergens oder *enumeratio delectat* _____ 145

Urte Stobbe

Sarah Kirschs experimenteller Kurzfilm *Moorschnucken*. Ein multimodales Prosagedicht über Schafe, „die uns verlassen werden in aller Schönheit und Fremdheit“ _____ 161

Lars Friedrich

Versifizierung als Diversifizierung. Arno Holz' *Phantasmus* und die Naturformen der Lyrik _____ 179

literatur für leser:innen

ISSN 0343-1657 eISSN 2364-7183

herausgegeben von: Keith Bullivant, Ingo Cornils, Serena Grazzini, Carsten Jakobi, Frederike Middelhoff, Bernhard Spies, Barbara Thums, Christine Waldschmidt, Sabine Wilke

Peer Review: literatur für leser:innen ist peer reviewed. Alle bei der Redaktion eingehenden Beiträge werden anonymisiert an alle Herausgeber:innen weitergegeben und von allen begutachtet. Jede:r Herausgeber:in hat ein Vetorecht.

Verlag und Anzeigenverwaltung: Peter Lang GmbH, Internationaler Verlag der Wissenschaften, Gontardstraße 11, 10178 Berlin
Telefon: +49 (0) 30 232 567 900, Telefax +49 (0) 30 232 567 902

Redaktion der englischsprachigen Beiträge: Dr. Sabine Wilke, Professor of German, Dept. of Germanics, Box 353130, University of Washington, Seattle, WA 98195, USA
wilke@u.washington.edu

Redaktion der deutschsprachigen Beiträge: Dr. Ingo Cornils, Professor of German Studies, School of Languages, Cultures and Societies, University of Leeds, Leeds LS2 9JT, UK
i.cornils@leeds.ac.uk

Erscheinungsweise: 3mal jährlich
(März/Juli/November)

Bezugsbedingungen: Jahresabonnement EUR 76,00; Jahresabonnement für Studenten EUR 34,00. Alle Preise verstehen sich zuzüglich Porto und Verpackung. Abonnements können mit einer Frist von 8 Wochen zum Jahresende gekündigt werden. Alle Beiträge sind urheberrechtlich geschützt. Übersetzung, Nachdruck, Vervielfältigung auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, Vortrag, Funk- und Fernsehsendung sowie Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen – auch auszugsweise – bleiben vorbehalten.

PETER LANG



Die Online-Ausgabe dieser Publikation ist Open Access verfügbar und im Rahmen der Creative Commons Lizenz CC-BY 4.0 wiederverwendbar. <https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die literarische Inventarisierung der Flora und Fauna Spitzbergens oder *enumeratio delectat*

Abstract

Der Beitrag untersucht literarische Bestandsaufnahmen von Artenvielfalt in Flora und Fauna auf Spitzbergen. Verglichen und mit älteren Expeditionsberichten korreliert werden Alfred Anderschs ästhetischer Reisebericht *Hohe Breitengrade oder Nachrichten von der Grenze* (1969) und Ulrike Draesners poetischer Essay „Radio Silence“ (2019) sowie Christoph Ransmayrs postmoderner Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* (1984) und Martin Mosebachs pikaresker Roman *Nebelfürst* (2001). Gemeinsam ist den faktualen und fiktionalen Texten genreübergreifend, dass sie auf die Wahrnehmung einer relativ geringen Artenvielfalt reagieren, indem sie Leere evozieren und diese narrativ und deskriptiv, imaginativ und (auto-)reflexiv füllen. Auf eine anfängliche Desillusionierung folgt prozessual eine Schulung der Sinne und die Entdeckung einer unscheinbaren Vielfalt. Im Fokus stehen wissenschaftliche und poetische taxonomische Verfahren, insbesondere die Bestandsaufnahme *ex negativo* und die Kompensation verlorener Artenvielfalt durch Imagination urzeitlicher Biodiversität.

Keywords: Artenvielfalt, Alfred Andersch, Ulrike Draesner, Christoph Ransmayr, Martin Mosebach

Für Alexander, in Erinnerung an Spitzbergen 2023

Die Arktis gehört nicht zu den „best places“, also den Habitaten mit der höchsten Artenvielfalt, die der namhafte Biologe Edward O. Wilson auf unserem Planeten identifiziert und zum besonderen Schutz empfiehlt.¹ Bereist man heute die im vorliegenden Beitrag fokussierte Inselgruppe Spitzbergen, so entspricht dieses Land mindestens auf den ersten Blick nicht unserer „kulturell tief verankerten Idealvorstellung von einer Welt, deren wesentliches Charakteristikum die Vielfalt von Lebewesen ist, mit denen der Mensch zusammen existiert“.² Denkt man an die lange Tradition von Paradies-Bildern, die eingerahmt von einer bunt wuchernden Natur eine Vielzahl unterschiedlichster Lebewesen versammeln,³ so könnte der Kontrast zum Anblick einer Eislandschaft kaum größer sein. Dennoch – oder gerade deshalb? – übt die Arktis (nicht nur) auf die literarische Imagination eine besondere Faszination aus. Zugleich lösen Berichte von der fortschreitenden Eisschmelze, die den ‚hohen Norden‘ verändern wird, Betroffenheit aus. Geht man mit Blick auf sinnliche Schilderungen üppiger Flora und Fauna in Erzählungen von Reisen in ferne Länder davon aus, dass Vielfalt sowohl Leser:innen als auch Autor:innen ästhetisches Vergnügen bereitet, so stellt sich die Frage, wie die Wahrnehmung einer vergleichsweise *geringen* Biodiversität – gemeint ist „die Summe aus differenten Individuen mit verschiedenen Lebensformen und Lebensweisen“⁴ – ästhetisiert und problematisiert wird.

1 Vgl. Edward O. Wilson: *Die Hälfte der Erde. Ein Planet kämpft um sein Überleben*. Übersetzt von Elsbeth Ranke. München 2016, Kapitel 15.

2 Georg Toepfer: Biodiversität als Tatsache und Wert in der langen und kurzen Geschichte des Konzepts. In: *Anthropozän – Biodiversität – Klimawandel. Transdisziplinäre Perspektiven auf das gewandelte Verhältnis von Mensch und Natur*. Hrsg. von dems./Stascha Rohmer. Freiburg 2021, S. 26–47, hier S. 26.

3 Vgl. ebd., S. 29.

4 Ebd., S. 31. Wenn im vorliegenden Beitrag von Biodiversität gesprochen wird, geschieht dies gemäß biologischem Verständnis, ohne den Begriff synonym zu ‚Naturschutz‘ zu verwenden und einen ethischen Imperativ damit zu verknüpfen, wie dies seit einiger Zeit im öffentlichen und politischen Diskurs zu beobachten ist.

Literarische Erzählungen von historischen Arktisexpeditionen erinnern uns daran, dass man jahrhundertlang bis an die Packeisgrenze im hohen Norden fuhr und dabei die sichere Rückkehr aufs Spiel setzte, um den Reichtum der Meere und der Inseln auszubeuten. Infolge der extensiven Jagd auf Walrosse und Eisbären, der Ausrottung von Walarten und der maßlosen Überfischung präsentiert sich die Arktis in späteren Reiseberichten mindestens auf den ersten Blick als ‚leerer Raum‘. So etwa in Alfred Anderschs Bericht über eine Reise nach Spitzbergen (*Hohe Breitengrade*, 1969), der sich konzeptuell einer ‚ästhetischen Expedition‘ annähern will:

In Wirklichkeit herrscht auf Spitzbergen die Leere. Leer die Berge und die Gletscher, leer die Geröllhalden und die Kiesebenen, die Tundren und die Lagunenstrände, die cañons des Inneren und die Deltas der wenigen Flüsse. Baumlos und leer gleiten die Linien und Flächen in die leere See. Ungeheure, doch leere Bilder aus Weiß, aus Grau, aus Dunkelrot, aus Moosfarben.⁵

Zu einem späteren Zeitpunkt der Reise konstatiert er emotionaler: „Die See nördlich von Spitzbergen ist im Jahre 1964 eines der einsamsten Meere der Welt“ (A 78). „Etwas Verlorenes“ sei deshalb immer um ihr Schiff, bekennt Andersch (A 87). Von „stummen Buchten“ ist die Rede (A 87), denn die geringe Biodiversität in Flora und Fauna ist auch akustisch wahrnehmbar. Was sich ihm beim Blick nach Norden in Richtung Packeisgrenze darbietet, bezeichnet Andersch als „Metapher der absoluten Leere“ (A 110).

Eine immersive Begehung der nördlichsten Inseln offeriert eine außergewöhnliche Erfahrung: Die wahrgenommene Stille aufgrund der Absenz von Blätterrauschen und Tiergeräuschen lasse einen „ansatzweise fühlen, was es heißen würde, allein zu sein auf diesem Planeten“ (D 2), wie es Ulrike Draesner in ihrem poetischen Reisebericht „Radio Silence“ formuliert, der eine Reise nach Spitzbergen verarbeitet.⁶ Darin beschreibt sie das anfängliche Unvermögen, die Lebensformen des hohen Nordens mit ihrem an die ‚mittleren Breiten‘ angepassten Sinnesapparat wahrzunehmen.⁷ Ihre Empfindung erinnert an den Vorschlag Edward O. Wilsons, angesichts des massenhaften Artensterbens die für viele Ohren zu selbstzufrieden klingende Epochenbezeichnung ‚Anthropocene‘ durch ‚Eremocene‘, also ‚Zeitalter der Einsamkeit‘, zu ersetzen.⁸

Es stellt sich die Frage, wie Erzähltexte auf die geringe Artenvielfalt des zu beschreibenden Raumes reagieren, wie sie die Leere evozieren und sie narrativ und deskriptiv, imaginativ und (auto-)reflexiv füllen. Ulrike Draesner notiert in ihrem poetischen

5 Alfred Andersch: *Hohe Breitengrade oder Nachrichten von der Grenze*. Mit achtundfünfzig Farbtafeln von Gisela Andersch (1969). Zürich 1984, S. 25 (im Folgenden mit der Sigle ‚A‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text referenziert).

6 Für „Radio Silence“ erhielt Draesner im Jahr 2019 den *Deutschen Preis für Nature Writing*. In dem hybriden Text verschmelzen Tagebuch, Reisebericht, philosophischer Essay und Gedicht. Meine Bezeichnung als ‚poetischer Reisebericht‘ scheint mir das Anliegen des Texts zusammenzufassen, der bis heute nicht publiziert worden ist; die im Radio ausgestrahlte Lesung ist als Audiodatei über den NDR als Podcast erhältlich. Im Folgenden referenziere ich mit Genehmigung der Autorin nach dem unveröffentlichten Manuskript (PDF, Mai 2020) mit der Sigle ‚D‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text.

7 Vgl. dazu Evi Zemanek: Arktische Klanglandschaften im Podcast. Natur-Sprechen in Ulrike Draesners Audiotext ‚Radio Silence‘. In: *Welche Natur, welche Literatur? Traditionen, Wandlungen und Perspektiven des Nature Writing*. Hrsg. von Tanja van Hoorn/Ludwig Fischer. Stuttgart 2023, S. 221–246.

8 Vgl. Edward O. Wilson: Beware the Age of Loneliness. In: *The Economist*, 18.11.2013, <https://www.economist.com/news/2013/11/18/beware-the-age-of-loneliness> (06.03.2024).

Reisebericht als erste Reaktion auf die ungewöhnliche Leere und Stille, gleichsam als Auftakt jeder weiteren Handlungsschilderung: „Wir fingen an, nach Tieren zu suchen“ (D 1). Ergänzen müsste man dies sogleich um die Suche nach Pflanzen, denn das gezielte Suchen nach Lebendigem prägt viele Arktis-Reiseberichte und mündet in Aufzählungen verschiedenster Art, denen allerdings – etwa im Vergleich mit den extensiven Schilderungen von Vielfalt in den Schriften von Darwin und Humboldt – eine auffällige Kürze gemeinsam ist.

Kernmomente jeder faktualen und fiktionalen Bestandsaufnahme von Biodiversität sind das Zählen, Benennen, Auflisten und dabei oft auch Ordnen. Qua Aufzählung der einzelnen wahrgenommenen Pflanzen- und Tierarten wird die Landschaft als Ganze evoziert. Im Folgenden werden generisch unterschiedlichste Texte über Reisen zum Spitzbergen-Archipel herangezogen und punktuell miteinander korreliert: Alfred Anderschs ästhetischer Reisebericht *Hohe Breitengrade oder Nachrichten von der Grenze* (1969) und Ulrike Draesners poetischer Essay „Radio Silence“ (2019), die beide Züge von Nature Writing⁹ aufweisen, Christoph Ransmayrs postmoderner Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* (1984) und Martin Mosebachs pikaresker Roman *Der Nebelfürst* (2001) sowie das *Tagebuch* des Zoologen Willy Kükenthal (1886) und der Expeditionsbericht des Polarforschers Julius Payer (1876). Dieser Beitrag hat explorativen Charakter und stellt die Primärtexte in den Vordergrund. Die skizzierten Beobachtungen aus den Lektüren berühren verschiedene Forschungskontexte: literarische Arktis-Imaginationen, interdisziplinäre Biodiversitätsforschung, wissenschaftliche und künstlerische beschreibende und taxonomische Verfahren sowie den Konnex von Ästhetik und Aisthesis.

I. Scheinbare Leblosigkeit und Ausdruckslosigkeit

Verschiedenste Schilderungen von Reisen in die Arktis – sei es im Roman, im Reisetagebuch oder essayistischen Reisebericht – inszenieren die Diskrepanz zwischen Erwartungen von Vielfalt und der Konfrontation mit geringer Biodiversität. So zum Beispiel in Christoph Ransmayrs postmodernem Roman *Die Schrecken des Eises und der Finsternis* (1984), der die Wahrnehmung der Arktis zu verschiedenen Zeiten überblendet, indem er Zitate aus Reiseberichten, Tagebüchern und Briefen aus der Feder der namhaften Polarforscher Payer und Weyprecht mit fiktionalen Reiseeindrücken seines Protagonisten Joseph Mazzini verwebt, der sich auf die Spuren der großen Arktis- und Nordpolexpeditionen begibt und schließlich „im arktischen Winter 1981 in den Gletscherlandschaften Spitzbergens verloren [ging]“.¹⁰ Julius Payer, der 1869/70 an der

⁹ Draesners und Anderschs Texte tragen – wenn auch nicht durchweg oder ausschließlich – Grundzüge des Nature Writing, denn hier schildern reale Personen als Autorin und Autor autobiografisch eigene, sinnlich-leibliche Naturwahrnehmungen, die sich räumlich und zeitlich konkret verorten lassen und verbinden sie mit essayistischer Reflexion (zu diesen Grundzügen vgl. Ludwig Fischer: *Natur im Sinn. Naturwahrnehmung und Literatur*. Berlin 2019, S. 45–53). Nature Writing lenkt die Aufmerksamkeit auf das Nicht-Menschliche oder Mehr-als-Menschliche und stößt dazu an, über unsere Beziehung zu demselben im ‚Netzwerk des Lebendigen‘ nachzudenken.

¹⁰ Christoph Ransmayr: *Die Schrecken des Eises und der Finsternis*. Frankfurt/M. 2005, S. 11 (im Folgenden mit der Sigle ‚R‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text referenziert). Auch aus Payers Expeditionsbericht referenziere ich nach Ransmayr unter derselben Sigle; sie wurden abgeglichen mit der Originalpublikation: Julius Payer: *Die österreichisch-ungarische Nordpol-Expedition in den Jahren 1872–1874*. Wien 1876.

Zweiten Deutschen Nordpolar-Expedition nach Ostgrönland teilnahm, 1871 gen Spitzbergen reiste, zusammen mit Carl Weyprecht schließlich die Österreichisch-Ungarische Nordpolexpedition (1872–1874) leitete und die arktische Inselgruppe Franz-Josef-Land entdeckte, notierte beim Aufbruch in den Norden im Sommer 1872, dass man wider besseres Wissen von der Entdeckung eines schönen Landes im Eismeer träumte, ohne die Folgen des Klimas für die Vegetation zu bedenken: „Seine Thäler dachten wir uns damals mit Weiden geschmückt und von Renthieren belebt“ (R 46). Tatsächlich aber entdeckte er, so heißt es in Ransmayrs Roman, „etwa sechzig Inseln aus Urgestein, fast zur Gänze unter einer mächtigen Gletscherdecke begraben, Basaltgebirge, neunzehntausend Quadratkilometer Leblosigkeit“ (R 23). Das Franz-Josef-Land, so formulierte es wiederum Payer selbst, „zeigte den vollen Ernst der hocharktischen Natur; besonders im Anfang des Frühjahres schien es allen Lebens entblößt zu sein“ (R 209). Man beachte die Übersetzung der Wahrnehmung geringer Biodiversität in „Leblosigkeit“ und weiteres Vokabular aus diesem Bedeutungsspektrum.

An wie viel Biodiversität sind unsere Sinne gewöhnt, wann empfinden wir sie als eine Überforderung und wann als Unterforderung, die Einsamkeitsgefühle weckt? Auf die Frage gibt es keine universelle Antwort. Zu Zeiten, als Imperialismus und Kolonialismus ihren Höhepunkt erreichten, wurde auch die Ansicht vertreten, dass es ebenso ein ‚Übermaß‘ an Biodiversität gäbe, so nochmals Julius Payer: „gleichwie es Länder gibt, die durch das Uebermaß, mit welchem sie die Natur gesegnet hat, bis zur Uncivilisierbarkeit erdrückt sind, so lag hier [auf Spitzbergen] das andere Extrem vor uns; gänzliche Vernachlässigung, unbewohnbare Dürftigkeit“ (R 210).

Eine vergleichbare Desillusionierung erlebt Theodor Lerner in Martin Mosebachs Roman *Der Nebelfürst* (2001), der zur Zeit der heroischen Polarexpeditionen und kolonialistischen ‚Abenteuer‘ spielt. Hier reist ein junger aspirierender Zeitungsjournalist – basierend auf der historischen Person Theodor Lerner – im Jahr 1898 in die Arktis: vorgeblich, um den verschollenen Ballonfahrer und Arktisforscher Salomon August André zu suchen, schließlich aber mit dem Vorhaben, die zum Spitzbergen-Archipel gehörende, südlich der Hauptinsel gelegene „herrenlose Bären-Insel“ (norwegisch Bjørnøya) in Besitz zu nehmen.¹¹ Als er sie per Expeditionsschiff erreicht, „war dies von allen Inseln die reizloseste. Grau war der Stein, aber grau kam ihm auch das verkümmerte krautartige Gewächs vor, das sich an diesen Stein klammerte“ (M 54). Wie hier und in obigen Zitaten erfolgt die Feststellung geringer Biodiversität oftmals über die Farbwahrnehmung von Landschaften. Schon Julius Payer konstatierte: „Mit Pflanzenfarben also kann die Natur sich dort oben nicht schmücken“ (R 210). Und auch Ulrike Draesner notiert direkt zu Anfang ihres Essays am Rande, dass „die Farben der Arktis“ weiß, blau und schwarz seien, nicht aber grün (D 2). Theodor Lerner spricht von einer „toten Umgebung“ (M 54). Die fehlende Vegetation, gleichbedeutend mit fehlenden landschaftlichen Reizen, verleitet ihn auf eine Art zu philosophieren, welche die Erwartung einer reizvollen Vielfalt offenbart: „Ausdruckslosigkeit und offensichtliche Bedeutungslosigkeit waren die Abzeichen des Nichtseins, auch wenn da tonnenweise Materie in der Landschaft herumlag“ (M 54). In Kenntnis der Schilderung, „wie Christoph Columbus die Insel Hispaniola betrat [...] und dann in feierlicher

11 Martin Mosebach: *Der Nebelfürst*. Frankfurt/M. 2001, S. 18 (im Folgenden mit der Sigle ‚M‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text referenziert).

Proklamation in den Urwald und das Papageiengekreisch hinein [...] die Insel für den König von Spanien in Besitz nahm“ (M 56), ist Lerner eine enthusiastische Inbesitznahme dieses Landes „in seiner weit ausgebreiteten Ödheit“ nicht mehr möglich (M 55). Mosebachs Protagonist steht unter dem Eindruck der um 1900 beliebten Dioramen, die fremde, exotische Flora und Fauna in Form von importierten und nachgebildeten Pflanzen sowie präparierten Tieren ausstellten (vgl. M 178–180). Natürlich sind jegliche Schilderungen üppiger tropischer Regenwälder, auf die er pauschal verweist, die Kontrastfolie für Erzählungen von arktischen Eiswüsten, die insbesondere um 2000 auf den Markt kamen.

Beachtenswert ist gleichwohl, dass der Bäreninsel dennoch ein unwiderstehlicher exotischer Reiz zugeschrieben wird und sie großes Begehren weckt, obwohl sie *de facto* als trostlose, unwirtliche Gesteinswüste wahrgenommen wird. Die Reihe an faktualen und fiktionalen Zeugnissen von wahrgenommener *fehlender* Biodiversität ließe sich lang fortsetzen, doch soll darauf zugunsten der Thematisierung von Flora und Fauna verzichtet werden.

II. Bestandsaufnahmen *ex negativo*

Eine Besonderheit von Arktis-Texten ist, dass wir darin, öfter als Aufzählungen von Pflanzen- und Tierarten, ‚negative Listen‘ des nicht (mehr) Vorhandenen finden. Sie listen qua Negation auf, was vermisst wird, und evozieren auf diese Weise dennoch Bilder von Biodiversität. Zu unterscheiden sind zunächst Aufzählungen der Pflanzen und Tiere, die aufgrund des Klimas dort nicht existieren, und solche von Tieren, die einst dort lebten, aber durch den Menschen dezimiert oder gar ausgerottet wurden. So hält Ulrike Draesner in ihrem Essay fest: „Es gibt kaum Fliegen, kaum Insekten. [...] Bäume gibt es nicht. [...] Kein Rauschen der Blätter. Keine Blätter [...] Keine Pollen, keine Bakterien“ (D 17, 20). Ihr Vergleichshorizont ist die gegenwärtige biologische Vielfalt in Deutschland. Sie reflektiert über die Anpassung als sichtbar dominantes Prinzip und die Auswirkungen der arktischen Vegetation auf ihr Landschaftserleben und ihre Selbstwahrnehmung. Alfred Andersch hingegen kontrastiert die reduzierte Biodiversität zum Zeitpunkt der Niederschrift seines Reiseberichts mit dem Artenreichtum vor der Dezimierung durch den Walfang, der auf Spitzbergen zwischen 1625 und 1645 sein Maximum erreicht hatte.¹²

Andersch schreibt:

Danach gab es keinen Wal mehr. Es gab keinen Polarwal und Boskayerwal mehr, keinen Zahnwal und keinen Pottwal und keinen von den vielen anderen Walen mehr, deren paradiesisches Lachen auf den wunderbaren Kupferstichen im *Zorgdrager* abgebildet ist. Das Meer war ausgeschöpft, vom ostgrönländischen Packeisgürtel bis zu den Sieben Inseln und vom 80. Breitengrad bis Jan Mayen. Es gab auch keine Walrosse mehr und nur noch wenige Robben. Ein Jahrhundert nach der Ausplünderung des Meeres wurde die Tierwelt des Landes vernichtet, zuerst von russischen, dann von norwegischen Jägern. Bis dahin streiften Tausende von Bären umher, Zehntausende von Füchsen, und in den Tundratälern bewegten sich riesige Rentierherden. Auf den Inseln und an den geschützten Teilen der Strände brüteten Eiderenten und Brandgänse in solchen Scharen, daß sie, wenn sie aufflogen, die Sonne verdunkelten. (A 43)¹³

¹² Andersch zitiert u.a. aus Jeannette Mirsky: *Die Erforschung der Arktis*. Zürich 1953.

¹³ Die von Andersch erwähnte Quelle ist: Cornelius Gijsbertz *Zorgdrager: Alte und neue grönländische Fischerei und Walfischfang. Mit einer kurzen historischen Beschreibung von Grönland, Island, Spitzbergen, Nova Zembla, Jan Mayen Eiland, der Strasse Davis u.a.* Ausgefertiget durch Abraham Moubach. Leipzig 1723.

Die hyperbolische Beschreibung der Tiermenge ist typisch für Narrative anthropogener Artenreduktion. Man muss wissen, dass sich an die Passage über die Ausrottung der Wale die emotionalste, engagierteste Einlassung seines Berichts anschließt, in der er die rücksichtslose, ungebremste ‚Eroberung der Natur‘ anprangert und fordert, der Mensch möge sich selbst Grenzen setzen. Im vorliegenden Zusammenhang sei jedoch auf einen anderen Aspekt aufmerksam gemacht: die Ähnlichkeit der syntaktischen enumerativen Strukturen bei Draesner und Andersch („Es gibt keine...“ bzw. „Es gab keine...“), die Assoziationen wecken mit der viel umfangreicheren Liste in Inger Christensens dänischem Langgedicht *alfabet* (1981), auch wenn es jene berühmte Inventarisierung der Welt negatiert. Man denke an die ersten Verse der immer länger werdenden Abschnitte: „die aprikosenbäume gibt es, [...]“, „die farne gibt es, [...]“, „die zikaden gibt es [...]“, „die tauben gibt es, [...]“ usw.¹⁴ In Christensens unverkennbar skandinavischer Welt, aufgebaut als poetische Übersetzung der sog. Fibonacci-Folge, gibt es neben dem, was wir bei Draesner und Andersch an anderer Stelle finden (z.B. die „eiderente“, Ch 17) vor allem das, was dort nicht (mehr) vorhanden ist (z.B. „fischreiher gibt es [...], und den fischadler, das schneehuhn/ den falcken, das mariengras und die farben der schafe; [...] den feigenbaum gibt es; [...] und die obstbäume gibt es und das obst im garten [...] in ländern wo die wärme genau die farbe im fleisch erzeugen wird die aprikosenfrüchte haben“ (Ch 19). Hier finden wir unzählige Pflanzen- und Tierarten, oftmals als Farbphänomene wahrgenommen, aber im Verlauf des Gedichts greift die Aufzählung der Schöpfung, die strukturell auch mit dem Wachstum verschiedener Pflanzen korreliert wird, schrittweise aus auf menschgemachte Werkzeuge der Vernichtung („die atombombe gibt es“, Ch 37).¹⁵ Das alphabetische Bauprinzip kann die deutsche Übersetzung nicht nachbilden, aber die unermüdliche Wiederholung desselben Prädikats („gibt es“) nach der Aufzählung des Konkreten beschwört eindringlich die generative, welterschöpfende Macht der Sprache. Vergleichbar scheinen sich in den Spitzbergen-Texten die nachfolgend betrachteten Aufzählungen der Existenz des Gesehenen und oft Flüchtigen versichern zu wollen.

III. Die Entdeckung des Unscheinbaren

Wer heute nach Spitzbergen reist, darf damit rechnen, Seevögel, Eiderenten, Svalbard-Rentiere, Robben, Walrosse und vielleicht einen Eisbären, mit viel Glück auch einen Polarfuchs oder gar in der Ferne die Fluke eines Wals zu sehen. Ornithologisch vorgebildete Augen können unter den Vögeln bis zu dreißig Arten unterscheiden. Ulrike Draesner zum Beispiel identifiziert die Elfenbeinmöwe und den Papageieneistauer, Alfred Andersch kann eine Handvoll Alkenvogelarten benennen. Anderschs Reisebericht enthält außerdem von seiner Frau Gisela aufgenommene Fotografien von der Roten und der Schwarzen Krustenflechte sowie dem Polarmohn (Papaver dahlianum) und dem Steinbrech (*Saxifraga groenlandica*). Vollständige, kohärente Listen der von Andersch (im Jahr 1965) und Draesner (im Jahr 2019) gesichteten

14 Inger Christensen: *alfabet / alphabet*. Aus dem Dänischen von Hanns Grössel. Münster 1990, S. 9, 11, 13, 15 (im Folgenden mit der Sigle ‚Ch‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text referenziert).

15 Vgl. einführend zur Struktur des Gedichts Kai Sammet: Das Buchstabieren von Schöpfung und Vernichtung. In: literaturkritik.de, <https://literaturkritik.de/christensen-alfabet-alphabet-das-buchstabieren-von-schoepfung-und-vernichtung,23933.html> (01.08.2023).

Tiere und Pflanzen finden wir jedoch nicht in ihren Reiseberichten, denn Anderschs Text ist chronologisch sortiert und berichtet diskontinuierlich und ereignishaft über Sichtungen; Draesner verknüpft vereinzelte Sichtungen essayistisch mit Reflexionen über Lebendigkeit, Interspezies-Beziehungen und die Stellung des Menschen im Netzwerk des Lebendigen.

Konkret tauchen also in beiden Texten Tiere und Pflanzen hin und wieder vereinzelt auf, im Kontrast zu den seitenfüllenden, geordneten Listen, die man in wissenschaftlichen Expeditionsdokumenten findet. Der namhafte Zoologe Willy Küenthal (1861–1922)¹⁶ reiste 1886 mit Walross- und Walfängern nach Spitzbergen, um Studienmaterial zu Walen und anderer Meeresfauna zu sammeln. 1889 folgte seine zweite Expedition nach Svalbard. Seine erste Arktis-Reise dokumentierte er fünfundzwanzigjährig in einem wissenschaftlichen Tagebuch, das erst 129 Jahre nach jener Reise ediert und publiziert wurde.¹⁷ Darin beschreibt er wiederholt die Arbeit mit dem sog. Kratzeisen, mit dem er in verschiedenen Tiefen Meerestiere sammelte, um sie zu konservieren und zu präparieren. Am 25. Juni notiert er zum Beispiel: „Tiefe ca. 20 m. Lehmgiger Boden voll von Anneliden. (Ophelia. Ammotrypane, Phyllocoeen. Nereiden. Syllideen. Lumbrionereiden.) / ferner Synapten/ etc. etc.“ Und nachdem er sich weiter vom Schiff entfernt und auf die offene See hinausbegeben hatte: „3 Scrapen brachten mir Bryozoen, Polypen, Pecten [,] Cardium, sowie andere Muscheln, alle lebend, ferner Holothurien [,] (Psolus) Würmer, Ophiuren etc. (K 88)“¹⁸

Zur Repräsentation von Biodiversität sind Listen gut geeignet, meint Georg Toepfer mit der Begründung, dass sie Einheiten auf gleichem Abstraktionsniveau enthalten, Ranggleichheit ausdrücken und eine fortlaufende Ergänzung erlauben.¹⁹ Dem ließe sich hinzufügen, dass horizontale Listen wohl stärker als vertikale Listen eine Egalität des Genannten suggerieren. Fraglich ist allerdings, ob dies im vorliegenden Fall zuträglich ist, denn diese Aufzählung verschiedener Gattungen und Subgattungen von Ringelwürmern, Stachelhäutern, Nesseltieren u.a. lässt für Lai:innen im Unterschied zu Verwandtschaftstabellen in Form von Baumdiagrammen keine klassifikatorische Systematik erkennen. In der ersten Niederschrift sind die Funde scheinbar noch ungeordnet. Gegen Ende der Reise listet Küenthal sein „Material zur exakten anatomisch histologischen Arbeit“ tabellarisch geordnet auf (K 171f). Neben den Gehirnen,

16 Wilhelm (Willy) Georg Küenthal promovierte 1884 in Jena bei Ernst Haeckel („Über die lymphoiden Zellen der Anneliden“, d.h. Ringelwürmer), war später Professor für Zoologie in Jena, Breslau und Berlin sowie schließlich auch Direktor des Zoologischen Museums in Berlin. Nach ihm sind eine Insel (Küenthaløya), ein Höhenzug (Küenthalfjellet) und ein Gletscher (Küenthalbreen), beides auf der zum Spitzbergen-Archipel gehörenden Insel Svenskøya, sowie mehr als zwanzig taxonomische Arten benannt.

17 Sibylle Bauer (Hrsg.): *Tagebuch Willy Küenthal*. Berlin, Heidelberg 2016 (im Folgenden mit der Sigle ‚K‘ und entsprechenden Seitenzahlangaben im Text referenziert). Zu den im Tagebuch kombinierten ‚Erzählverfahren‘ und möglichen Vorbildern (u.a. der Reisetagebücher von Charles Darwin und Alexander von Humboldt) vgl. ebd., S. 14–21.

18 Die hier genannten lateinischen Taxa stehen für: Ringelwürmer (Anneliden) sowie eine Gattung von Stachelhäutern (Synapten); Moostierchen (Bryozoen), Nesseltieren (Polypen), Kammuscheln (Pecten), Herzmuscheln (Cardiidae), ferner Seegurken (Holothuroidea), Schuppenseegurken (Psolus phantapus) und Schlangensterne (Ophiuren). Bekannter ist jedoch Küenthals einzigartige Sammlung von Walembryonen und -gehirnen. Vgl. ebd., S. 7–8. Dass die nicht nachhaltige Jagd für den deutlichen Rückgang der Walpopulation um Svalbard verantwortlich ist, notiert Küenthal mit Bedauern am 23. August 1886 (ebd., S. 183).

19 Vgl. Toepfer: Biodiversität, S. 27 f. – Allgemeiner zu Formen und Funktionen von Listen siehe Eva von Contzen: Listen lesen. Eine literaturwissenschaftliche Perspektive. In: BLOG des Kulturwissenschaftlichen Instituts Essen, [https://blog.kulturwissenschaften.de/listen-lesen/\(06.04.2022\)](https://blog.kulturwissenschaften.de/listen-lesen/(06.04.2022)).

Eierstöcken und Embryonen verschiedener Walarten verzeichnet er ganze Sammlungen von Ringelwürmern, Muscheltieren, Manteltieren, Stachelhäutern, Moostierchen u.a., die sich heute mehrheitlich im Senckenberg-Museum in Frankfurt befinden. Für Lai:innen besitzt Kükenthals Liste wenig Evokationskraft. Sucht man nach Bildern der genannten Meeresfauna, so wird man auf Haeckels eindrücklichen Bildtafeln aus *Kunstformen aus dem Meer* und *Kunstformen der Natur* fündig.²⁰

Anders als Kükenthal, der die von ihm gesammelten Tiere schlicht beschreibt, klassifiziert und katalogisiert, neigt Andersch wie schon Haeckel zur Ästhetisierung auch der ‚unscheinbarsten‘ Lebewesen. Gerade die scheinbare farbliche Eintönigkeit der Landschaft Spitzbergens, insbesondere der Nordküste, verführt Andersch mehrfach dazu, genauer hinzusehen und den unscheinbaren ‚Gewächsen‘ doch noch ein optisches Erlebnis abzugewinnen:

Auf den polierten Flächen, die ins Rote, Gelbliche, Bläuliche spielen, haben sich Flechten angesiedelt, schwarze chinesische Schriftzeichen, grüne körnige Kontinente. Die schönste unter ihnen ist eine brennend rote, die Kreise bildet. Eine derart leuchtende Flechte habe ich noch nirgends gesehen. Ich weiß ihren Namen nicht. Es ist eine Schande, daß ich über Flechten so gut wie nichts weiß. (A 88)²¹

Im Nature Writing, zu dem man Passagen wie diese aus Anderschs Text zählen darf, gilt die Identifikation der wahrgenommenen Lebewesen per korrekter lateinischer Gattungsbezeichnung selbstredend als Nachweis naturkundlichen Wissens, auch wenn man sich über die Effekte der eingestreuten Fachsprache streiten kann. „Wer über Natur – genauer: von seinen Naturwahrnehmungen in überzeugender Weise schreiben will, muss die wahrgenommenen ‚Dinge‘ benennen. Zutreffend benennen.“²² So fordert es Ludwig Fischer, damit die Leser:innen die beschriebenen Phänomene identifizieren können. Er setzt dabei allerdings unausgesprochen eine taxonomisch geschulte Leserschaft voraus, mit der Autor:innen außerhalb wissenschaftlicher Kommunikationskontexte keinesfalls rechnen können. Werden die Taxa als unbekannte Fremdwörter wahrgenommen, so sei dann doch „eine eingehende Beschreibung, eine sprachliche Darstellung der Naturerscheinung“ notwendig.²³ Außerdem konzidiert Fischer, „Wahrnehmung und Aufmerksamkeit“ für nicht-menschliche Lebewesen „fangen nicht mit dem Benennen an, sondern mit der [...] Hinwendung zu dem Anderen“.²⁴

Die von Andersch hier selbst bedauerte Unkenntnis der Taxa wird für ihn nur vorgeblich zum Problem. Im Folgenden kratzt er schließlich etwas Wissen über Flechten als „symbiotisch lebende Pilze und Algen“ (A 88) zusammen und hebt ihr extrem langsames Wachstum als herausragendes Charakteristikum hervor, das auch Draesner zu Reflexionen über eine andere Zeitlichkeit des Lebendigen in der Arktis anregt (vgl. D 11,17). Während Andersch – im Sinne des reflexiven Moments von Nature Writing – die Vorstellung fasziniert, dass dieselbe alte Flechte vielleicht schon von

20 Siehe zum obigen Zitat z.B. die Tafeln mit Schlangensterne, Moostieren oder Seegurken in Ernst Haeckel: *Kunstformen der Natur / Kunstformen aus dem Meer*. Neudruck nach der Erstausgabe *Kunstformen der Natur*, München [u.a.] 2012, S. 150, 196, 230, 270.

21 Vermutlich meint er die Rote Krustenflechte, die auf S. 59 fotografisch dokumentiert ist. Die Fotografie auf der Folgeseite zeigt die Schwarze Krustenflechte.

22 Ludwig Fischer: Poesie des Benennens. Über den Gebrauch von Namen und Zuschreibungen im Nature Writing. In: *literatur für leser:innen*. 44/2021, H. 1, S. 11–30, hier S. 12.

23 Ebd., S. 20.

24 Ebd., S. 39.

Captain Parry betrachtet worden war und ihr Anblick ihn also mit dem Polarforscher verbindet, der im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts mehrfach nach Spitzbergen kam, plädiert Draesner für eine andere Haltung gegenüber dem Bodengewächs, die man innerhalb ihres poetischen Reiseberichts durchaus als Entwicklung interpretieren kann. Zunächst ermahnt sie sich selbst zu einer besonderen Wertschätzung der symbiotischen Lebensgemeinschaft: „Auf nichts treten, möglichst nichts berühren. Eine Flechte wächst nur einen Millimeter pro Jahr“ (D 11). Später scheut sie sich nicht mehr davor, darauf zu treten, denn nun will sie – explizit mit Bezug auf Donna Haraways Konzept von „Companionship“ (D 17) – eine anthropozentrische Perspektive entschiedener unterlaufen mit dem „Versuch: Stein, Flechte, Tier auffassen als Teil jenes Wir, das sich bewegt“ (D 17).

Das artikulierte Staunen über die Phänomene unterscheidet die Lai:innen von Wissenschaftler:innen wie Kükenthal. Zugleich würde der Zoologe wohl die von ihm gesammelten kleinen Lebewesen keinesfalls als ‚unscheinbar‘ bezeichnen. Andersch hingegen verortet seine eigene Zeit an einem Paradigmenwechsel medialer Auseinandersetzung mit der natur-kulturellen Umgebung: Lange Zeit habe man ‚Motive‘ gejagt, sich allein auf Sehenswürdigkeiten konzentriert. Nun gehe es um Aufmerksamkeit für das Unscheinbare: „die Welt zwischen den Sehenswürdigkeiten aufnehmen, die ganze Welt, den Zusammenhang der Dinge. Die Häuser von Gelsenkirchen und Sheffield. Zwanzig Quadratmeter Tundra. Details des Unscheinbarsten, Totalen auf Ödestes“ (A 20).²⁵

Mehreren Erzählungen von Arktis-Reisen ist im Kern eine Entwicklung gemeinsam: Angetrieben vom Wunsch, Unbekanntes zu entdecken, blicken Reisende der Sichtung arktischer Flora und Fauna mit unrealistischen Erwartungen entgegen. Tatsächlich, so müssen es Lai:innen ohne spezielle zoologische oder botanische Erkenntnisinteresse feststellen, sind Tiersichtungen (zumindest von größeren Säugetieren) eher selten, die auf Svalbard lebenden Arten überschaubar und die Vegetation so unspektakulär, dass sie ein genaues, kenntnisreiches Hinsehen und eine Wertschätzung des Unscheinbaren erfordert.

In einigen Texten wird die Anpassung der Erwartungen, die Hinwendung zum Bescheideneren und damit einhergehend auch die Aneignung der Fähigkeit, die vorhandene Flora und Fauna zu identifizieren, als Lernprozess beschrieben, so bei Draesner und Andersch. Bei Ransmayrs Protagonist Joseph Mazzini tritt eine gewisse Relativierung seiner Erwartungen schon vor Antritt seiner Reise ein, infolge der Lektüre der reisevorbereitenden „Hinweise für Touristen“, die ihm der Gouverneur Spitzbergens zusenden lässt. Lakonisch resümiert der Erzähler, die Innensicht des Protagonisten einnehmend: „Die Vogelarten Svalbards sind gezählt. Die Namen der Flechten und Moose aufgezeichnet, ihr Regenerationszyklus bekannt“ (R 69). Er fragt sich, was ihm da noch zu entdecken bliebe.

IV. Poetische Taxonomie

Andersch modifiziert die Frage, was noch zu entdecken bleibt: Ihm geht es weder um heroische Landnahme (wie Mosebachs „Nebelfürst“) noch um geologische,

²⁵ Ob man rückblickend für die 1960er Jahre tatsächlich einen solchen Paradigmenwechsel transmedial feststellen kann, wäre an anderer Stelle zu erörtern. Jedenfalls sehen Alfred und Gisela Andersch als Fotografin ihren ästhetischen Reisebericht in diesem Zusammenhang.

ozeanographische, meteorologische, paläontologische, mineralogische, botanische oder zoologische Erkenntnisziele, sondern um eine „ästhetische Expedition“ (A 156). Aber auch dafür musste er sich taxonomische Kenntnisse aneignen. An der Packeisgrenze, in der Nähe des 81. nördlichen Breitengrads, macht er eine Bestandsaufnahme: Hier sieht man nämlich nur noch „die kleinsten Alkenarten [...]: Krabbentaucher und Gryllteiste [...] nicht aber Tordalken oder Lummen“ (A 112). Die Tiere und Pflanzen Spitzbergens will er benennen können: nicht nur, weil möglicherweise auch Ornithologen sein Buch lesen werden, was er antizipiert, sondern weil die meisten Namen einen unwiderstehlichen „onomatopoetische[n] Reiz“ (A 112) für ihn besitzen und ihre Auflistung unwillkürlich zum Gedicht gerät:

In Wörtern wie *Krabbentaucher* oder *Gryllteiste* lebt die Essenz des Nordens, und wenn ich die Namen, die man diesen Vögeln in verschiedenen Sprachen gegeben hat, untereinander schreibe, etwa so:

krabbentaucher
 plautus alle
 alkekonge
 little auk
 black guillemot
 spitzbergenteist
 uria grylle
 gryllteist

dann habe ich ein fertiges Gedicht über den Norden, über schwarzes Geflatter in einer grenzenlosen und kalten Einöde. (A 112–113)

Die behauptete Evokationskraft dieses vertikalen Listengedichts darf man durchaus hinterfragen. Die ersten vier Namen beziehen sich auf den Krabbentaucher, die zweite Gedichthälfte auf die Teiste, beide gehören der Familie der Alkenvögel an; es sollen also zwei Arten evoziert werden. Wie verträgt sich die Nennung von jeweils vier alternativen Bezeichnungen für ein- und dieselbe Art mit der Behauptung, dass sie (alle) onomatopoetische Qualität besitzen, also qua sprachlichem Lautmaterial die Laute der Vögel imitieren? Und wie wirkt die listentypische Dekontextualisierung der genannten Phänomene auf unsere Vorstellungskraft?

Andersch geht mit seiner polyglotten Liste nicht das Risiko ein, dass die fremdsprachlichen Bezeichnungen nicht verstanden werden, denn er weist sie schon im Voraus allesamt als synonyme Bezeichnungen zweier Arten aus. Sein Listengedicht will nicht durch eine Vielfalt an referierten Arten beeindrucken, sondern durch die klangliche Vielfalt der für eine Art gebräuchlichen Bezeichnungen – wobei seine kurze Liste durch weitere Sprachen und regionale Varianten ergänzt werden könnte. Ungewollt verweist seine Liste auf die Problematik, dass konkurrierende national- und regionalsprachliche Bezeichnungen stets mehr Verwirrung bei der Identifikation des Gemeinten stiften als die transnational konzipierte binäre lateinische Nomenklatur für klassifizierte Lebewesen.

Anderschs polyglottem Gedicht liegt ein anderes Konzept zugrunde als etwa dem Text „Moosgarten, ein Ready-Made“²⁶ von Marion Poschmann, die in Forschungskontexten von Nature Writing und Naturlyrik in jüngster Zeit viel Aufmerksamkeit erfahren hat. Jenes Gedicht, bestehend aus einer vertikalen Auflistung von einhundert Moosarten in zehn Strophen, besteht allein aus deutschsprachigen – wie die Autorin

²⁶ Abgedruckt und von der Autorin erläutert in Marion Poschmann: *Kunst der Unterscheidung. Poetische Taxonomien*. In: Dies.: *Mondbetrachtung in mondloser Nacht. Über Dichtung*. Berlin 2016, S. 113–132, hier S. 119–122.

angibt – recht willkürlich gruppierten Namen für Moose (z.B. Nickendes Pohlmoos, Aufgeblasenes Schönmoos, Sparriger Runzelpeter), die unterschiedlichste Assoziationen wecken: „sie evozieren so vielerlei, daß an Moos kaum mehr zu denken ist“.²⁷ Poschmann hinterfragt hier mit Freude an der dabei involvierten „Albernheit“ die „Regeln der Benennung, die das Chaos der Mannigfaltigkeit in überschaubare Bahnen lenken soll“.²⁸ Ihr an naturwissenschaftliche Benennungs- und Ordnungspraktiken anschließendes und diese zugleich unterlaufendes, überschreitendes Konzept „poetischer Taxonomien“ kann hier bloß erwähnt werden.²⁹ Die Leistung der Dichtung beschreibt sie folgendermaßen: „Sie unterscheidet die Unendlichkeit der Wahrnehmung von den Zumutungen der Eindeutigkeit. Sie kann ein Bewußtsein dafür wachhalten, daß sich die Dinge ihren Bezeichnungen entziehen.“³⁰ Relevant für den Blick auf Anderschs Gedicht ist, dass die poetische Taxonomie „nach Merkmalen der Sprache, nach Klangwerten [...], nach Rhythmus und Ähnlichkeit“ unterscheidet.³¹

Andersch will sich aber letztendlich selbst nicht auf die Evokationskraft seines Listengedichts verlassen müssen. Er erklärt später, dass er den Tauchern und Teisten Aufmerksamkeit geschenkt habe, da sie im Vergleich zu den aufsehenerregenderen Schmarotzerraubmöwen und den Elfenbeinmöwen besonders klein wirkten, und fügt nun doch eine Beschreibung der Vögel hinzu:

Sie, die Teiste und Taucher, fierten nur selten auf, fielen schnell wieder in den flüssigen Spiegel ein, mit gespreizten Füßen und leisen, seglerartigen Rufen. Die Krabbentaucher waren weiß an ihrer Unterseite, und die Gryllteiste trugen weiße Rauten auf ihren Flügeln, aber davon abgesehen waren sie schwarz. Sie lebten in Gruppen. Ich habe sie niemals auf dem Eis stehen sehen, immer nur auf dem Wasser schwimmen. Sie machten das Wasser neben dem Eis zu etwas Lebendigem, zu einem dunklen Paradies. (A 113)

Anderschs Beschreibung reiht in beliebiger Ordnung Beobachtungen von Merkmalen wie Flug- und Schwimmweise, Ruf und Kleid aneinander, untermischt Metaphern und betont die Subjektivität seiner Wahrnehmung. Es handelt sich also um eine ungenaue, poetische Beschreibung, die Poschmanns Überzeugung entspricht, dass ein allzu genauer Blick „die Dinge verschwinden läßt, sie in die Unendlichkeit der Einzelmerkmale auflöst“,³² und ihrem Plädoyer für Uneindeutigkeit gerecht wird.

Um noch einmal auf Anderschs polyglottes Gedicht zurückzukommen: Die achtzeilige Liste mag seine Leser:innen auf den ersten Blick täuschen. Jedoch macht die Tatsache, dass die darin vermittelte Vielfalt rein sprachlicher Natur ist, umso nachdrücklicher deutlich, wie gering die Vielfalt der persönlich gesichteten Tiere ist. Um die Lust auf umfangreiche Listen von Flora und Fauna dennoch zu befriedigen, blicken die Autor:innen in ferne Zeiten und skalieren die evozierten Bilder.

27 Ebd., S. 119.

28 Ebd., S. 123.

29 Ausführlich und erhellend beschäftigen sich damit Felix Lempp/Antje Schmidt/Jule Thiemann in drei Aufsätzen: Poetische Taxonomien. Eine Einführung mit Christian Morgenstern. In: *literatur für leser:innen*. 44/2021, H. 1, S. 1–10; Poetische Taxonomien. Un/Geordnete Begegnungen zwischen Pflanzen, Menschen und Tieren in Lyrik und Prosa der Gegenwart. In: *literatur für leser:innen*. 43/2020, H. 1, S. 17–37; Dunkle Bestimmungen. Marion Poschmanns Pflanzenlyrik in *Trugbilder. Herbarium* (2010) als ecological art. In: *Blütenlesen. Poetiken des Vegetabilen in der Gegenwartslyrik*. Hrsg. von Yvonne Al-Taie/Evelyn Dueck. Stuttgart 2023, S. 59–80.

30 Poschmann: Kunst der Unterscheidung, S. 132.

31 Ebd., S. 128.

32 Ebd., S. 129.

V. Verlorene Vielfalt: Zeugnisse urzeitlicher Biodiversität

Wie zuvor dargelegt, ist Mosebachs „Nebelfürst“ nach seinem ersten Landgang tief enttäuscht ob der augenscheinlichen „Leblosigkeit“ und „Ausdruckslosigkeit“ der Bären-Insel. Beim zweiten Landgang versucht Lerner mit neuem Mut, eine Beziehung zu der kargen Landschaft aufzubauen. Dies geschieht im Zuge eines bemerkenswerten Wandels seiner Sichtweise, welche die Bären-Insel in seinen Augen nun doch zu einem „unverwechselbare[n] Platz mit Ausdruck“ werden lässt. Dabei spielt die Tatsache, dass sie auf Kohlevorkommen stoßen – die in mancherlei Augen nur ökonomisch interessant sind –, eine wichtige Rolle:

[D]ie Kohle [...] fügte dem Anblick des Eilands noch etwas Unsichtbares, für Lerner aber gerade jetzt höchst Sichtbares, die Phantasie Beflügelndes hinzu. Kohle war schließlich nichts anderes als unter mächtigem Druck in vielen Jahrtausenden zusammengepreßtes Holz. Diese Insel war nicht einfach ein Stein im Niemandsland. [...] Ein tropischer Urwald hatte sich hier erhoben. Riesenpalmen hatten sich hier in lauem Wind schwankend bewegt. Mangobäume hatten ihre Kronen weit ausgebreitet. [...] Die heutige Kahlheit der Insel war ein Akt unendlicher Tapferkeit. Was über das üppige dampfende Waldesleben hinweggewalzt war, hatte das Leben schließlich doch nicht zertrampeln können. In einem höheren kristallinen Zustand, in die Tiefe der Insel versenkt, hatte der Wald überdauert [...]. (M 61–62)

Dank dieses geschickten Kunstgriffs, in der an sich wenig ästhetischen Kohle den einstigen Pflanzenreichtum, ja einen ganzen Wald zu sehen, dürfen sich der fiktionsinterne Journalist in seinem imaginierten Reisebericht und der Autor des Romans in der saftigen Beschreibung floraler Vielfalt ergehen. Diese Passage liest sich ungleich enthusiastischer als andere; die lebendige Schilderung tropischer Vielfalt zeugt von ästhetischem Genuss. Artenreichtum und -armut werden hier direkt an die klimatischen Bedingungen gebunden, und der Klimawandel wird in tiefenzeithlicher Perspektive betrachtet. Erst das Verständnis des Wandels öffnet Lerner die Augen für die gegenwärtige Biodiversität:

[I]n einer veränderten Welt unter frostigem Himmel hatten kriechende und kleinblättrige Pflanzen ein zähes Rankenwerk über die Steine gesponnen. Sogar Farben hatten die Blättchen, wenn man sich zu ihnen hinabbeugte. Das ledrige feste, von fern steingraue Laub setzte sich aus kohlschwarzen, purpurnen, saf-rangelben und petrolblauen Blättchen zusammen. Ab und zu entfalten sich sogar winzige Blütensterne, und das war im Maßstab der Natur nur ein gradueller Unterschied zum untergegangenen Urwald. Die gefräßige Blütenpracht der Vorzeit und die winzigen weißen Sterne ließen gleichermaßen die Bären-Insel erblühen. Man mußte eben nur hinsehen können. (M 62)

Die Natur erweist sich als resilient: anpassungsfähig und regenerativ. Wie auch Andersch veranschaulicht Mosebach schließlich durch die von ihm vorgenommene Skalierung eine ‚unscheinbare Vielfalt‘ in kleinerem Maßstab, aber nicht weniger bedeutend. Diese zweite, bescheidenere Vielfalt der Flechten und Moose visualisiert Mosebachs Erzähler ähnlich wie Andersch durch die Aufzählung von Farben, die erst beim genaueren Hinsehen wahrgenommen werden. Eine Anpassung der Perspektive vollzieht auch Ulrike Draesners Sprechersubjekt, wenn es mit Blick auf das geringe Höhenwachstum die Vegetation wie unter einem Mikroskop wahrnimmt und sie imaginativ vergrößert: „Weiden und Birken sind Zentimeter hoch. Ich gehe über stein- und kieselkriechendes Grün. Hier bedeutet es: Ich gehe durch einen Wald“ (D 17).

Von wissenschaftlichen Lai:innen wird die Wahrnehmung von Biodiversität vielfach an ihre Sichtbarkeit gebunden. Aus demselben Grund interessiert sich auch Andersch für Petrefakte, die einstige Biodiversität nachweisen oder auch Lebewesen greif- und sichtbar machen. Ein synthetisierender Katalog der Petrefakte am Ende seines

Reiseberichts ersetzt schließlich die ihm unmögliche umfangreichere katalogische Aufzählung von lebendiger Vielfalt:

Ver-Steinerungen von: Blättern der Sequoia, des Gingko, der Kastanie, der Weinrebe, der Eiche, Gehirn, Ohren, Augen, Nerven, elektrische Organe des Urfisches Kiaeraspis, Schalen des Panzer-Urfisches Anglaspis, ferner Lamellibranchiaten, Brachiopoden, Crustaceen, Gastropoden, Bryozoen, Crinoiden, Athozoen, Korallen, Spongien. (A 144)

Und er fügt hinzu: „Diese Leitfossilien bilden ein Zeichensystem, das nur annähernd mit Wörtern wie Sterne, Haare, Fühler, Schuppen, Muscheln, Schwamm-Höhlungen, Schilder, Windungen, Wirbel, Spiralen wiedergegeben werden kann.“ (A 144) Diese Petrefakte lieferten alle – jenseits der geologischen – „ästhetische Informationen, die jedoch sprachlich noch nicht ‚übersetzt‘ werden können, außer in der Dichtung.“ (A 144)³³

Während es Andersch hier also vor allem um den ästhetischen Wert von Biodiversität geht, verweist Ransmayrs Figur des Ole Fagerlien als Repräsentant des Polarinstituts auf den ideellen Wert, wenn er seinem Besucher versteinerte „Schnecken, Farnwedel, Muscheln und Baumrinden“ in Vitrinen zeigt als „Beweise, wie grün und paradiesisch die Landschaften der Arktis einmal gewesen waren; Spitzbergen, ein tropischer Garten“ (R 74). Nostalgisch blickt man auf diese „Reliquien einer größeren Vergangenheit“ (R 74).

VI. Fazit und Ausblick

Da im vorliegenden Beitrag die Wahrnehmung von (wenn auch relativ geringer) Artenvielfalt als solcher im Fokus steht, wurden lesenswerte Schilderungen von Begegnungen mit einzelnen Tieren ausgespart. Wie bereits erwähnt, sind auf Spitzbergen heutzutage Sichtungen von Tieren seltener, als man erwarten und erhoffen würde. Dies liegt zum einen an der geringen Artenvielfalt, zum anderen an der Tartracht der Tiere. Bei Andersch und Draesner ist daher jede Tierbegegnung ein besonderes Ereignis, welches kurzzeitig von der empfundenen Einsamkeit befreit. „Wenn einer sich in der Arktis einsam fühlt, und so eine Kugelrobbe erscheint neben ihm und sieht ihn an, fast ohne Scheu, dann ist er nicht mehr allein“ (A 75), schreibt Andersch. Die von ihm noch ausführlicher inszenierten reziproken Blickwechsel mit Eiderente, Robbe und Walross sowie seine anthropomorphisierenden Einfühlungsversuche wären eine eigene Untersuchung mit Rekurs auf die Literary Animal Studies wert. Sie böten sich an zum Vergleich mit Draesners Beobachtung, wie sich ihre Selbstwahrnehmung unter dem Blick der Seelöwen verändert (vgl. M 14), und ließen sich zum Beispiel mit John Bergers Überlegungen zum (An)Blick von Tieren diskutieren, die u.a. mit einer

33 Auch für Jo Lendles im Roman fikionalisierte Figur des Polarforschers Alfred Wegener ist die Information wichtig, dass man auf Spitzbergen Versteinerungen von Bäumen und Pflanzen gefunden hatte, die seinerzeit nur in südlicheren Regionen wie dem Mittelmeerraum wuchsen, – allerdings aus einem anderen Grund: Schließlich entwickelt er die Theorie der Kontinentalverschiebung, für die er Beweise sammelte. „Und dann Spitzbergen. Lag heute unter Eis. Tatsächlich aber fanden sich dort Spuren von Efeu, Schlehe, Hasel, Weißdorn und Schnellball, sogar von solch wärmeliebenden Gewächsen wie Wasserlilie, Walnuss und Sumpfyzypresse. Es hatte einmal Platanen dort gegeben, Kastanien, Ginkgo und Magnolie, ja Wein!“ Jo Lendle: *Alles Land*. München 2011, S. 249. – Die einstige Existenz eines großen, zusammenhängenden Urkontinents, plausibilisiert Wegener u.a. damit, dass bestimmte Tier- und Pflanzenarten beiderseits des Atlantiks vorkommen.

Fotografie eines Seehunds illustriert sind.³⁴ Im vorliegenden Kontext würde es zu weit wegführen.

Festzuhalten bleibt vielmehr mit Blick auf das Erkenntnisinteresse dieses Beitrags, dass die angesprochenen Arktis-Texte auf die geringe Biodiversität der Flora und Fauna des Svalbard-Archipels mit teils ähnlichen und teils unterschiedlichen Schreibverfahren reagieren, um die Leere deskriptiv, imaginativ und (auto-)reflexiv zu füllen. Selbstverständlich spielt es eine Rolle, ob die Inventarisierung Spitzbergens in Texten erfolgt, die in persönlicher Ortsbegehung und Anschauung wurzeln und Reiseerlebnisse ästhetisch verarbeiten (wie bei Andersch und Draesner), oder in Romanen, die unterhalten wollen, aus der Wahrnehmungsperspektive fiktionaler bzw. fiktionalisierter Entdecker und Arktisforscher. Dennoch lassen sich genreübergreifende Beobachtungen machen: Landschaften mit scheinbar geringer Biodiversität werden als ‚lebos‘ wahrgenommen und erzeugen Einsamkeit. Die gezielte Suche nach Tieren und Pflanzen artikuliert sich in Aufzählungen des Gesichteten, die zunächst oft relativ kurz geraten. Eine Kontrastfolie bildet die Artikulation der (enttäuschten) Erwartungen, die gleichwohl erlaubt, die erhoffte, imaginierte fremde Tier- und Pflanzenwelt zu evozieren. Ein typisches Verfahren, das man meist eher zu Beginn der Texte bzw. zu einem frühen Zeitpunkt im Handlungsverlauf findet, sind Bestandsaufnahmen *ex negativo*, die das nicht (mehr) Vorhandene auflisten. In einigen Texten wird anschließend die Anpassung der Erwartungen, die Schulung der Sinne und eine zunehmende Wertschätzung des ‚Unscheinbaren‘ geschildert. Um das Vorhandene aufzählen zu können, bedarf es der Fähigkeit, Arten unterscheiden zu können, wobei die Identifikation qua Benennung, die in faktualen Texten häufiger vorkommt als in fiktionalen, mit eingehender Beschreibung konkurriert, welche größere Evokationskraft besitzt. Es mag nicht nur an der generischen Differenz liegen, dass die Entdecker-Figuren in den Romanen von Ransmayr und Mosebach wie ihre historischen Vorbilder in ihren Expeditionsberichten ein gänzlich anderes Verhältnis zu Flora und Fauna verkörpern als Andersch und Draesner, die sich im Sinne von Nature Writing darum bemühen, Aufmerksamkeit auf das Mehr-als-menschliche zu lenken und auf unterschiedliche Weise versuchen, zu demselben ein Gefühl der Verbundenheit herzustellen. Die spürbare Lust auf umfangreiche Listen von Flora und Fauna bricht sich schließlich transgenerisch Bahn in der Betrachtung von Petrefakten und anderen Zeugnissen urzeitlicher Vielfalt auf Spitzbergen. Die untersuchten Textpassagen betonen abwechselnd den ästhetischen, ideellen, ethischen, psychologischen und andeutungsweise auch den ökonomischen Wert von Biodiversität – am wenigsten jedoch den ökologischen.

Festzuhalten ist ferner, dass die klimatisch bedingte geringe Vielfalt an Pflanzen als gegeben hingenommen wird, während die Tatsache, dass heute wenige Tierarten auf Spitzbergen im Nordpolarmeer heimisch sind, Schuldgefühle weckt. Andersch berichtet davon, dass er mit seinen Mitreisenden im Jahr 1965 diskutiert habe, was wohl geschähe, wenn die (seinerzeit noch erlaubte) Jagd auf Eisbären und Walrosse in Zukunft gänzlich eingestellt würde: „Würde sich das arktische Tierreich neu bilden? Kein Reservat, kein Schutzgebiet, sondern ein ganzer Weltteil der Tiere, im Verhältnis zu dem sich der Mensch des Gedankens der Ausbeutung entschläge?“ (A 130) Seine

34 Vgl. John Berger: *Why look at animals?* In: Ders.: *About Looking*. London 1980, S. 1–28. Berger kommt auch auf die Einsamkeit des Menschen zu sprechen (Berger: *Why look at animals?*, S. 4) und präsentiert einen Seehund, der direkt in die Kamera blickt (Berger: *Why look at animals?*, S. 18).

Utopie einer Regeneration, die an heutige *Rewilding*-Projekte denken lässt, liegt quer zu dem Befund, dass man heute davon träumt, sich vor dem medialen *overkill* in die Arktis zu retten. Die Sprecherin von „Radio Silence“ genießt jedenfalls die spezifische ‚arktische (Funk-)Stille‘.³⁵ Andersch spricht von einer „Friedhofsstille“, die er nicht negativ konnotiert, sondern mit einem Bild friedlicher Leere verbindet: „Wie sieht es aus an einem Ort, von dem der Mensch sich wieder zurückgezogen hat? Friedlich und schön. Der Boden besteht aus Moosblüten, die zwischen runden, grauen Steinen wachsen. Natürlich ist die Stille eine Friedhofsstille [...]“ (A 44). Vor dem Hintergrund des massenhaften Artensterbens ist der Stille ein Moment des Unheimlichen eingeschrieben. Eine solche Ambivalenz ist typisch für Arktis-Erzählungen verschiedenster Art: Ransmayrs Reisender Josef Mazzini ist nicht der Einzige, den die Inseln im Nordpolarmeer „zugleich beängstigten und anzogen“ (R 66). Gerade die scheinbar unlebte Eisdüste – das Gegenteil eines vielfältig blühenden Paradieses – übt eine besondere Faszination aus. Noch mehr Raum als den analysierten Schilderungen von Flora und Fauna gewähren die besprochenen Texte den leeren Eislandschaften, deren Schönheit sie virtuos beschreiben.³⁶

35 Vgl. Zemanek: Arktische Klanglandschaften, bes. S. 226–234.

36 Dies gilt freilich für viele weitere Arktis-Texte. Unter den unzähligen ästhetisch beeindruckenden Passagen in den hier besprochenen Werken sei nur auf den metapoetisch lesbaren Dialog zwischen Lerner und Courbeaux in Mosebachs *Nebelfürst* verwiesen, der als einziger Maler Europas „weiß, wie man Schnee malt“ (M 286). In Ransmayrs *Die Schrecken des Eises* fungiert die Eisdüste gar qua Assoziation mit unbedrucktem Papier als Metapher für den Dichtungsprozess, vgl. dazu Anja Fröhling: *Literarische Reisen ins Eis. Interkulturelle Kommunikation und Kulturkonflikt*. Würzburg 2005, Kap. 3.2. Anderschs phänomenologischer Ästhetik des Schnees widmet sich Urs Büttner: Schnee. Eine ästhetische Expedition – Alfred Anderschs Reise an die Packeisgrenze. In: *Phänomene der Atmosphäre. Ein Kompendium literarischer Meteorologie*. Hrsg. von dems./Ines Theilen. Stuttgart 2017, S. 304–318.

